



... »Mit neun Jahren kam ich auf die Realschule in Münster und hatte nun morgens und abends einen Weg von drei Kilometern am Berg entlang zurückzulegen. Meine Wonne war, ihn allein ohne die Kameraden, die ihn auch zu machen hatten, zu gehen und meinen Gedanken nachzuhängen. Wie habe ich in jenen Jahren auf meinen Wanderungen Herbst, Winter, Frühjahr und Sommer erlebt! Als im Jahre 1885 in den Ferien beschlossen wurde, daß ich nach Mülhausen im Ober-Elsaß auf das Gymnasium käme, weinte ich stundenlang heimlich für mich. Es war mir, als risse man mich von der Natur los.« ...

... »In meiner Jugend habe ich Unterhaltungen von Erwachsenen mit angehört, aus denen mir eine das Herz beklemmende Wehmut entgegenwehte. Sie schauten auf den Idealismus und die Begeisterungsfähigkeit ihrer Jugend als auf etwas Kostbares zurück, das man sich hätte festhalten sollen. Zugleich aber betrach-

ten sie es als eine Art Naturgesetz, daß man das nicht könne.

Da bekam ich Angst, auch einmal so wehmütig auf mich selber zurückschauen zu müssen. Ich beschloß, mich diesem tragischen Vernünftigtwerden nicht zu unterwerfen. Was ich mir in fast knabenhaftem Trotze gelobte, habe ich durchzuführen versucht.

Zu gern gefallen sich die Erwachsenen in dem traurigen Amt, die Jugend darauf vorzubereiten, daß sie einmal das meiste von dem, was ihr jetzt das Herz und den Sinn erhebt, als Illusion ansehen wird. Die tiefere Lebenserfahrung aber redet anders zu der Unerfahrenheit. Sie beschwört die Jugend, die Gedanken, die sie begeistern, durch das ganze Leben hindurch festzuhalten. Im Jugendidealismus erschaut der Mensch die Wahrheit. In ihm besitzt er einen Reichtum, den er gegen nichts eintauschen soll.

Wir alle müssen darauf vorbereitet sein, daß das Leben uns den Glauben an das Gute und Wahre und die Begeisterung dafür nehmen will. Aber wir brauchen sie ihm nicht preiszugeben. Daß die Ideale, wenn sie sich mit der Wirklichkeit auseinandersetzen, gewöhnlich von den Tatsachen erdrückt werden, bedeutet nicht, daß sie von vornherein vor den Tatsachen zu kapitulieren haben, sondern nur, daß unsere Ideale nicht stark genug sind. Nicht stark genug sind sie, weil sie nicht rein und stark und stetig genug in uns sind.

Die Macht des Ideals ist unberechenbar. Einem Wassertropfen sieht man keine Macht an. Wenn er aber in den Felsspalt gelangt und dort Eis wird, sprengt er den Fels; als Dampf treibt er den Kolben der mächtigen Maschine. Es ist dann etwas mit ihm vorgegangen, das die Macht, die in ihm ist, wirksam werden ließ.

So auch mit dem Ideal. Ideale sind Gedanken. Solange sie nur gedachte Gedanken sind, bleibt die Macht, die in ihnen ist, unwirksam, auch wenn sie mit größter Begeisterung und festester Überzeugung gedacht werden. Wirksam wird ihre Macht erst, wenn mit ihnen dies vorgeht, daß das Wesen eines geläuterten Menschen sich mit ihnen verbindet. Die Reife, zu der wir uns zu entwickeln haben, ist die, daß wir an uns arbeiten müssen, immer schlichter, immer wahrhaftiger, immer lauterer, immer friedfertiger, immer sanftmütiger, immer gütiger, immer mitleidiger zu werden. In keine andere Ernüchterung als in diese haben wir uns zu ergeben. In ihr härtet sich das weiche Eisen des Jugendidealismus zum Stahl des unverlierbaren Lebensidealismus.« ...

Foto: Albert Schweitzer im Alter von 6 Jahren

I. Die Wurzeln der Bachschen Kunst

Es gibt subjektive und objektive Künstler. Bei den ersteren liegt die Kunst in der Persönlichkeit. Ihr Schaffen ist fast unabhängig von der Zeit, in der sie leben. Sie selber Gesetz, werfen sie sich der Zeit entgegen und bringen die Formen neu hervor, in welchen sie ihre Gedanken ausdrücken. So war Richard Wagner.

Bach gehört zu den objektiven Künstlern. Diese stehen ganz in ihrer Zeit und schaffen nur mit den Formen und Gedanken, die sie ihnen darbietet. Sie üben keine Kritik an den künstlerischen Ausdrucksmitteln, die sie vorfinden, und fühlen keine innere Nötigung, neue Bahnen zu erschließen. Ihr Leben und Erleben ist nicht der einzige Nährboden ihrer Kunst, so daß man die Wurzeln ihrer Werke in den Schicksalen des Schöpfers zu suchen hätte. Die künstlerische Persönlichkeit steht bei ihnen der menschlichen frei gegenüber und hat die letztere fast als etwas Zufälliges unter sich. Bachs Werke wären dieselben, auch wenn sein Dasein ganz anders verlaufen wäre. Gesetzt, wir wüßten mehr von seinem Leben, als es der Fall ist, und alle Briefe, die er je geschrieben hat, wären uns überliefert, so würden wir über die innerliche Entstehung seiner Werke nicht besser unterrichtet sein, als wir es sind.

Die Kunst des objektiven Künstlers ist nicht unpersönlich, sondern überpersönlich. Es ist, als hätte er nur den einen Drang, alles, was er vorfindet, in einzigartiger Vollkommenheit noch einmal und definitiv darzustellen. Nicht er lebt, sondern der Geist der Zeit lebt in ihm. Alles künstlerische Suchen, Wollen, Schaffen, Sehnen und Irren vergangener und gegenwärtiger Generationen ist in ihm zusammengefaßt und wirkt sich in ihm aus.

In dieser Hinsicht kann der größte deutsche Musiker nur mit dem größten deutschen Philosophen verglichen werden. Auch Kants Schaffen trägt den Charakter des Unpersönlichen. Er ist nur die Intelligenz, in welcher die philosophischen Ideen und Probleme der Zeit ihre Konsequenzen ziehen. Dabei bewegt er sich unbefangen in der Scholastik einer geprägt vorgefundenen Kunstsprache, wie Bach die musikalischen Formen, die ihm die Zeit bot, unbesehen übernahm.

Bei Bach tritt schon äußerlich hervor, daß er nicht eine Einzel-, sondern eine Universalpersönlichkeit ist. Er hat die musikalische Entwicklung von drei oder vier Generationen miterlebt. Wenn man die Geschichte dieser Familie, die eine so einzigartige Stellung im deutschen Kunstleben einnimmt, nachgeht, so hat man das Gefühl, daß alles, was sich hier abspielt, auf irgend etwas Vollkommenes hinleiten muß. Man empfindet es als selbstverständlich, daß einmal ein Bach kommt, in dem alle jene Bache leben und sich selbst überleben, und in dem das Stück deutscher Musik, das diese Familie verkörpert, seinen Abschluß findet. Johann Sebastian Bach, um Kants Sprache zu reden, ist ein historisches Postulat.

Auf welchem Pfade man den Gang durch die mittelalterliche Dichtung und Musik unternimmt: immer wird man zu ihm geführt.

Was das Kirchenlied vom XII. bis zum XVIII. Jahrhundert Herrliches geschaffen hat, schmückt seine Kantaten und Passionen.

Händel und die andern lassen den kostbaren Schatz der Choralmelodien ungenutzt liegen. Sie wollen von der Vergangenheit frei sein. Bach empfindet anders. Er setzt den Choral zum Fundament seines Werkes.

Verfolgt man die Geschichte der Choralharmonisierungen, so wird man wieder auf ihn geführt. Was die Meister des polyphonen Satzes, Eccard, Praetorius und die andern, erstrebten: Sie hatten nur die Melodie zu harmonisieren gewußt; er, in seiner Satzweise, gibt zugleich den Text in Tönen wieder.

II. Kulturhemmende Umstände in unserem wirtschaftlichen und geistigen Leben

Ist das Versagen des Denkens der entscheidende Umstand bei dem Kulturniedergang, so wirken daneben noch eine Reihe von Umständen mit, die unserer Zeit die Kultur erschweren. Sie liegen sowohl auf dem geistigen wie auf dem wirtschaftlichen Gebiete und beruhen vornehmlich auf der sich immer ungünstiger herausbildenden Wechselwirkung zwischen dem Wirtschaftlichen und dem Geistigen.

Die Kulturfähigkeit des modernen Menschen ist herabgesetzt, weil die Verhältnisse, in die er hineingestellt ist, ihn verkleinern und psychisch schädigen.

... Die Fähigkeit eines Menschen, Kulturträger zu sein, d. h. Kultur zu begreifen und für die Kultur zu wirken, hängt also davon ab, daß er zugleich ein Denkender und ein Freier ist. ...

... Bei dem modernen Menschen aber ist sowohl die Freiheit als auch die Denkfähigkeit herabgesetzt. Hätten die Verhältnisse sich so entwickelt, daß ein bescheidener und bleibender Wohlstand immer weiteren Kreisen zuteil geworden wäre, so hätte die Kultur davon viel größere Vorteile gehabt als von allen materiellen Errungenschaften, die in ihrem Namen gepriesen werden. Diese machen zwar die Menschheit als solche freier von der Natur, als sie früher gewesen war. Zugleich aber vermindern sie die Zahl der unabhängigen Existenzen. Aus dem Handwerkermeister wird durch die Einwirkung der Maschine der Fabrikarbeiter. An Stelle des selbständigen Kaufmanns tritt, weil in dem komplizierten modernen Betriebe sich nur kapitalstarke Unternehmungen behaupten können, mehr und mehr der Angestellte. ...

... Zu der Unfreiheit kommt die Überanstrengung. Seit zwei oder drei Generationen leben so und so viele Individuen nur noch als Arbeitende und nicht mehr als Menschen. Was im allgemeinen über die geistige und sittliche Bedeutung der Arbeit gesagt werden kann, trifft für sie nicht mehr zu. Die gewöhnliche Überbeschäftigung des modernen Menschen in allen Gesellschaftskreisen hat zur Folge, daß das Geistige in ihm verkümmert. Indirekt wird er schon in seiner Kindheit davon betroffen. Seine Eltern, in dem unerbittlichen Arbeitsdasein gefangen, können sich ihm nicht in normaler Weise widmen. Damit kommt etwas für seine Entwicklung Unersetzliches in Wegfall. Später, selber der Überbeschäftigung unterworfen, verfällt er mehr und mehr dem Bedürfnis nach äußerlicher Zerstreuung. Die ihm bleibende Muße in der Beschäftigung mit sich selbst oder in ernster Unterhaltung mit Menschen oder Büchern zu verbringen, erfordert eine Sammlung, die ihm schwer fällt. Absolute Untätigkeit, Ablenkung von sich selbst und Vergessen sind ein physisches Bedürfnis für ihn. Als ein Nichtdenkender will er sich verhalten. Nicht Bildung sucht er, sondern Unterhaltung, und zwar solche, die die geringsten geistigen Anforderungen stellt.

Die Mentalität dieser vielen Ungesammelten und Sammlungsunfähigen wirkt auf alle Organe zurück, die der Bildung und damit der Kultur dienen sollten. Das Theater tritt hinter dem Vergnügens- oder Schaulokale zurück und das gediegene Buch hinter dem zerstreuen. Zeitschriften und Zeitungen haben sich in steigendem Maße in die Tatsache zu finden, daß sie alles nur in der leichtestfaßlichen Form an den Leser heranbringen dürfen. Der Vergleich des Durchschnitts der jetzigen Tagespresse mit der vor fünfzig oder sechzig Jahren läßt erkennen, wie weit sie sich in diesem Sinne umwandeln mußte. Einmal mit dem Geiste der Oberflächlichkeit erfüllt, üben die Organe, die das geistige Leben unterhalten sollten, ihrerseits eine Rückwirkung auf die Gesellschaft aus, die sie in diesen Zustand brachte, und drängen ihr die Geistlosigkeit auf.

Wie sehr die Gedankenlosigkeit dem modernen Menschen zur zweiten Natur geworden ist, zeigt sich in der Geselligkeit, die er pflegt. Wo er mit seinesgleichen ein Gespräch führt, wacht er darüber, daß es sich in allgemeinen Bemerkungen halte und sich nicht zu einem wirklichen Austausch ...

SCHWEITZER, A. „*Predigten 1898–1948*“, Herausgegeben von Richard Brüllmann und Erich Gräßer, S. 1014 ff., Verlag C. H. Beck, München, 2001

Aus Schweitzers Predigt zum Vierten Advent 1909

... »Für mich haben die Erzählungen von dem Kindlein Jesus eine tiefe Bedeutung als Gleichnis. Das Große an ihm ist, dass das Kind in ihm nie erstarb. Wenn wir uns heute vor ihm beugen, so tun wir es vor dem Kind in ihm; wenn wir Weihnachten feiern, so feiern wir die Geburt dessen, der das Wort sprach: Es sei denn, dass ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen. Er sagt nicht, wir sollen Kinder bleiben, sondern Kinder werden. Die wahre Kindlichkeit ist die, welche der Mensch dem Leben, in dem er steht, wieder abgerungen hat, die Unbefangenheit, zu der er als ein durch das Leben Wissender zurückkehrt, die Schlichtheit und Innerlichkeit, zu der er sich wieder hindurchgearbeitet hat, weil sie ihn freimacht vom Äußerlichen und den Menschen, die mitten im Leben stehen, eine innere Reinheit und Unberührtheit von den Dingen, die sie sonst gefangennehmen würden, verleiht.

Soll ich noch eins sagen, was zu der tiefen Kindlichkeit gehört, so ist es der Glaube an die Menschen. Das ist das Große am Kind, dass es das Gute bei den Menschen immer wieder als selbstverständlich voraussetzt.

Das Vertrauen, das in seinen Augen leuchtet, weckt ein fast erschütterndes Heimweh nach dem Kindsein in uns, denn das eben haben wir im Leben verloren. Unsere Erfahrung und Beobachtung will uns beweisen, dass wir es nicht mehr haben dürfen; aber etwas in uns sagt uns, dass wir immer wieder vertrauend werden müssen, weil das, gegen den Augenschein, zuletzt doch das Wahre ist. Jesus fühlt an sich, wie in dieser Einfachheit und Reinheit, zu welcher er durchgedrungen ist und in welcher er über der Religiosität seiner Zeit steht, die Wurzel seiner Frömmigkeit liegt. Seine Erkenntnis und sein Wille wachsen aus dieser Schlichtheit empor und offenbaren ihm das Wesen des Geistigen.

Er weiß, dass die Menschen, die ihn verstehen wollen, denselben Weg machen müssen und ihn und das, was er uns bringt, erst begreifen, wenn sie umkehren und Kinder werden in dem tiefen, menschlichen Sinn, den er mit dem Worte verbunden hat.«

SCHWEITZER, A. „*Was Sollen Wir Tun?*“, S. 20-21, Verlag Lambert Schneider GmbH, Heidelberg, 1986

... »Noch ein anderes Mißverständnis wird der Verwirklichung der christlichen Moral gefährlich. Sie macht leicht hochmütig. Wenn wir unsern Feinden vergeben, kommen wir uns furchtbar gut vor; wenn wir den, der unserer Hilfe bedarf, unterstützen, erscheinen wir uns selber sehr edel. Für das wenige, das wir vielleicht im Geiste Christi anders und besser tun als die andern, fühlen wir uns ihnen so überlegen, daß diese unsittliche Selbstbefriedigung uns oft fast unsittlicher macht als die, die die Gebote Jesu für ihr Leben nicht so anzuerkennen bestrebt sind wie wir.«

... »Betrachten wir die Gesamtheit der Menschen um uns herum und die Einzelnen: Warum sind sie in vielem so haltlos? Warum sind sie fähig, auch die frömmsten unter ihnen und oft gerade diese, sich durch Vorurteile und Volksleidenschaften zu einem Urteilen und Handeln hinreißen zu lassen, das gar nichts Sittliches mehr hat? Weil es ihnen an einer auf Vernunft gegründeten, in der Vernunft logisch begründeten Sittlichkeit fehlt; weil ihnen Sittlichkeit nicht etwas mit dem Vernunftwesen selbstverständlich Gegebenes ist.

XIII. Das erste Wirken in Afrika 1913–1917

Am Karfreitagnachmittag 1913 verließen meine Frau und ich Günsbach; am Abend des 26. März schifften wir uns in Bordeaux ein.

In Lambarene bereiteten uns die Missionare einen sehr herzlichen Empfang. Leider war es ihnen nicht möglich gewesen, die kleine Wellblechbaracke, in der ich meine ärztliche Tätigkeit beginnen sollte, zu erstellen. Sie hatten die nötigen Arbeiter nicht zusammengebracht. Der damals im Ogoweggebiet eben aufblühende Handel mit Okoumeholz bot den Eingeborenen, die einigermaßen anstellig waren, eine besser bezahlte Beschäftigung, als sie auf der Missionsstation zu finden war. So mußte ich als Konsultationsraum vorerst einen alten Hühnerstall neben unserem Wohnhaus benützen. Im Spätherbst konnte ich dann die acht Meter lange und vier Meter breite, mit einem Blätterdach gedeckte Wellblechbaracke unten am Fluß beziehen, die einen kleinen Konsultationsraum, einen ebensolchen Operationssaal und eine noch kleinere Apotheke enthielt. Um diesen Bau herum entstanden dann nach und nach eine Reihe von großen Bambushütten zur Unterbringung der eingeborenen Kranken. Die Weißen fanden bei den Missionaren und im Doktorhäuschen Aufnahme.

Gleich von den ersten Tagen an, ehe ich noch Zeit gefunden hatte, die Medikamente und Instrumente auspacken, war ich von Kranken umlagert. Die auf Grund der Landkarte und der Angaben von Herrn Missionar Morel, einem Elsässer, getroffene Wahl Lambarenes als des Sitzes des Spitals erwies sich in jeder Hinsicht als richtig. Von zweihundert bis dreihundert Kilometern im Umkreis konnten die Kranken in den Kanus auf dem Ogo we und seinen Nebenflüssen von stromaufwärts und stromabwärts zu mir gebracht werden. Hauptsächlich hatte ich es mit Malaria, Lepra, Schlafkrankheit, Dysenterie, Frambösia und phagedänischen Geschwüren zu tun. Überrascht war ich von der Zahl der Fälle von Pneumonie und Herzkrankheiten, die ich zu Gesicht bekam. Auch in Urologie gab es viel zu tun. Für die Chirurgie kamen vor allem Hernien und Elephantiasistumoren in Betracht. Unter den Eingeborenen Äquatorialafrikas sind Hernien viel verbreiteter als bei uns Weißen. Ist kein Arzt in der Gegend, so sind jährlich soundso viele arme Menschen dazu verurteilt, an eingeklemmten Hernien eines qualvollen Todes zu sterben, vor dem ihnen eine rechtzeitig ausgeführte Operation hätte Rettung bringen können. Mein erster chirurgischer Eingriff galt einem solchen Falle.

Gleich in den ersten Wochen hatte ich also Gelegenheit festzustellen, daß das körperliche Elend unter den Eingeborenen nicht geringer, sondern eher noch größer war, als ich angenommen hatte. Wie froh war ich, allen Einwendungen zum Trotze, meinen Plan, als Arzt hierherzukommen, ausgeführt zu haben!

Als ich Dr. Nassau, dem hochbetagten Gründer der Missionsstation Lambarene, nach Amerika meldete, daß sie jetzt wieder mit einem Arzt besetzt sei, war seine Freude groß.

Sehr behindert war ich anfangs in meiner Tätigkeit dadurch, daß es mir nicht gelang, alsbald Eingeborene zu finden, die sich zu Dolmetschern und Heilgehilfen eigneten. Der erste, der sich als tauglich erwies, war ein ehemaliger Koch, Joseph Azowani mit Namen, der bei mir blieb, obwohl ich ihm nicht so viel Bezahlung geben konnte als er in seinem früheren Beruf gehabt hatte. Er erteilte mir sehr wertvolle Ratschläge für den Umgang mit den Eingeborenen. Auf einen, der ihm als der wichtigste erschien, konnte ich allerdings nicht eingehen. Er mutete mir nämlich zu, die Kranken, die voraussichtlich kaum zu retten waren, abzuweisen. Immer wieder hielt er mir das Beispiel der Fetischmänner vor, die sich mit solchen Fällen nicht abgaben, um den Ruf ihrer Heilkunst so wenig wie möglich in Gefahr zu bringen.

© by Verlag Felix Meiner, Hamburg

Gedenkrede – Gehalten bei der 100. Wiederkehr von Goethes Todestag in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. am 22. März 1932

... Und nun zuletzt: Was ist die Botschaft Goethes an uns, die Menschheit in der grausigen Not, in der wir uns befinden? Hat er überhaupt eine an uns? Er hat sie.

Alles Denken, in dem ein Mensch sich nicht an die Gesellschaft einer Zeit, sondern an den Menschen als solchen und als einzelnen wendet – und dies ist bei Goethe der Fall wie bei kaum einem anderen –, hat etwas über jede Zeit Erhabenes an sich. Die Gesellschaft ist etwas zeitlich Veränderliches; der Mensch aber ist immer der Mensch.

So ist die Botschaft Goethes an den heutigen Menschen dieselbe wie an den damaligen und an den Menschen aller Zeiten: »Strebe nach wahrem Menschentum! Werde du selbst als ein sich verinnerlichender Mensch, der in einer seiner Natur entsprechenden Weise Tatmensch ist.«

Aber, erhebt sich die Frage, können wir in den furchtbaren Verhältnissen unserer Zeit noch solch persönliches Menschentum verwirklichen? Ist das Mindestmaß materieller und geistiger Selbständigkeit des einzelnen, das hierfür vorausgesetzt werden muß, bei uns noch vorhanden? Die Verhältnisse unserer Zeit sind ja so, daß der heutige Mensch von materieller Selbständigkeit kaum noch etwas besitzt und daß ihm auch die geistige aufs schwerste bedroht ist. In jeder Weise entwickelt sich unsere täglich unnatürlicher werdende Lage dahin, daß der Mensch in jeder Hinsicht immer mehr aufhört, ein der Natur und sich selber angehörendes Wesen zu sein, und immer mehr ein der Gesellschaft unterworfenen wird.

Da stellt sich die Frage, die wir noch vor einem halben Menschenalter für unmöglich gehalten hätten: Hat es noch einen Sinn, an dem Ideal persönlichen Menschentums festzuhalten, wo doch die Verhältnisse sich dagegen entwickeln, oder ist es nicht im Gegenteil geboten, daß wir uns auf ein neues Ideal von Menschentum einstellen, demzufolge dem Menschen bestimmt ist, eine andersgeartete Vollendung seines Wesens in dem restlosen Aufgehen in der organisierten Gesellschaft zu erreichen?

Aber was ist das andere, als daß wir, wie Faust, uns in furchtbarer Verirrung von der Natur loslösen und der Unnatur überantworten?

Überhaupt, was ist das, was in dieser grausigen Zeit vor sich geht, anderes als eine gigantische Wiederholung des Faustdramas auf der Bühne der Welt? In tausend Flammen brennt die Hütte von Philemon und Baucis! In tausendfacher Gewalttätigkeit und tausendfachem Morden treibt entmenschte Gesinnung ihr frevelhaftes Spiel! In tausend Fratzen grinst uns Mephistopheles an! In tausendfacher Weise hat sich die Menschheit dazu bringen lassen, das natürliche Verhältnis zur Wirklichkeit aufzugeben und ihr Heil in den Zauberformeln irgendeiner Wirtschafts- und Sozialmagie zu suchen, die die Möglichkeit, aus dem wirtschaftlichen und sozialen Elend herauszukommen, nur immer in weitere Ferne rückt!

Und der grausige Sinn dieser Zauberformeln, welcher Art von Wirtschafts- und Sozialmagie sie auch angehören, ist immer eben dieser, daß der einzelne sein materielles und geistiges Eigendasein aufzugeben und nur noch als ein Angehöriger einer materiell und geistig restlos über ihn verfügenden Vielheit zu existieren habe.

Daß einmal die wirtschaftlichen Verhältnisse in dieser Weise auf eine Zerstörung der materiellen Selbständigkeit des einzelnen hinarbeiten würden, konnte Goethe nicht voraussehen. Aber mit dem geheimnisvollen Ahnungsvermögen, in dem ihm die Gefahr des Maschinenwesens, dessen erste Anfänge er erlebt, bewußt wird, sieht er auch voraus, daß in der Zukunft die geistige Selbständigkeit des Menschen durch das Aufkommen eines Massenwillens bedroht sein wird.

Das Jahr 1926 – Auf den Bauplatz

Von Beginn des Jahres 1926 an muß ich fast jeden Tag auf dem Platze des neuen Spitals sein. Während Fräulein Kortmann das Niederlegen des Waldes leitet, unternehme ich mit einem andern Trupp die Arbeiten auf dem Bauplatz.

Wie soll gebaut werden? Alle sind wir darin einig, daß wir im neuen Spital keine Bambushütten und keine Blätterdächer mehr haben wollen. Diese Hütten erfordern einen ständigen Unterhalt. Nach jedem Tornado müssen Löcher in den Dächern gestopft werden. Der Sturm nämlich hebt die leichten Blätterziegel in die Höhe und verschiebt sie gegeneinander, so daß ungedeckte Zwischenräume entstehen. Alle zwei oder drei Jahre muß das Dach neu gedeckt werden.

Oft war es bei uns so, daß der Arzt sich nur morgens den Kranken widmen konnte und den Nachmittag darauf verwenden mußte, die Bauten auszubessern. Und wieviel Zeit und Geld hat uns die Beschaffung der zum Unterhalt und zur Erneuerung der Gebäude notwendigen Bambusstangen und Raphiablätter gekostet!

Wo wir das Spital nun neu errichten, wollen wir also definitive Bauten, die nicht ständigen Unterhalt verlangen. Sie sind für den Anfang viel teurer als die andern. Im Laufe von fünfzehn Jahren aber kommt ein Blätterdach geradeso teuer wie ein Wellblechdach und hat unterdessen viel Arbeit verursacht.

An Bauten aus Stein oder Backstein ist nicht zu denken. Diese würden uns zuviel Zeit und viel zuviel Geld kosten. So entscheiden wir uns für Wellblechbaracken mit Gebälk aus Hartholz. Das Gebälk muß aus Hartholz sein, weil gewöhnliches Holz in wenigen Monaten ein Raub der Termiten wäre.

Diese Wellblechbaracken werden wir als Pfahlbauten aufführen. Warum Pfahlbauten? Das Spital kommt längs des Flusses zu liegen. Es muß in der Nähe des Wassers gebaut sein, weil die Eingeborenen gewohnt sind, in der Nähe des Wassers zu hausen. Auch wollen sie ihre Kanus im Auge halten können. Wohl wird das Spital auf dem ansteigenden Hügel einige Meter über dem Wasser stehen. Es muß aber auch mit ausnahmsweise hohem Hochwasser gerechnet werden. Dieses würde meine Gebäude mitnehmen, wenn sie zu ebener Erde stünden. Sind es aber Pfahlbauten, so fließt es zwischen den Pfählen ab. Also Pfahlbauten des Flusses wegen.

Aber Pfahlbauten auch des Hügels wegen. Das Spital kommt auf den Abhang des Hügels zu stehen. Gehen in der Nacht zwei oder drei Tornados nieder, so strömen mächtige Bäche von der Höhe herunter. Stehen meine Bauten zu ebener Erde, so können sie ihnen gefährlich werden. Sind es aber Pfahlbauten, so fließt das Wasser zwischen den Pfählen ab.

Ich werde also ein prähistorisch-moderner Mensch und baue das Spital als ein Pfahlbaudorf aus Wellblechbaracken.

Die Gelehrten streiten sich darüber, ob die Pfahlbaudörfer unserer Vorfahren im Wasser oder am Rande des Wassers gebaut waren. Diejenigen, die das letztere behaupten, sind in der Regel wohl im Recht. Wo der primitive Mensch in der Nähe des Wassers oder auf dem Abhang eines Hügels eine dauerhafte Ansiedelung vorhat, kommt er mit Notwendigkeit dazu, Pfähle zu Hilfe zu nehmen. Diese schützen ihn vor jeglicher Wassergefahr und, was auch sehr ins Gewicht fällt, entheben ihn der Mühe, den Bauplatz einzuebnen. Der Weg von der Hütte zum Steinhaus führt über den Pfahlbau.

Nun heißt es für uns, die Pfähle besorgen. Als bestens dazu geeignet gilt eine besondere Art von hartem Holz, das ziemlich selten vorkommt. Einer meiner schwarzen Freunde ist so lieb, uns einen stromaufwärts gelegenen Platz anzugeben, auf dem sich eine Reihe solcher Bäume befinden.

SCHWEITZER, A. „Die Weltanschauung der indischen Denker“, S. 89/90 und 92/93, Verlag C. H. Beck, München, 1987

Für uns Europäer – und nicht weniger für die modernen Inder – stellt es eine gewisse Schwierigkeit dar, uns von dem geschichtlichen Buddha und seiner Lehre ein wirklich zutreffendes Bild zu machen. Wir können uns nicht damit abfinden, daß der große Lehrer des Mitleids in der Theorie noch so vollständig von der Welt- und Lebensverneinung und dem Prinzip des Nicht-Tuns, das sich aus ihr herleitet, bestimmt ist. Das will nicht in das Idealbild passen, das wir von ihm zeichnen möchten. Es verleiht seinem Charakter einen Zug, der uns fremd erscheint. Seine Ethik beunruhigt uns, weil sie unvollständig ist.

Mit Buddha geht es uns ähnlich, wie wenn wir uns mit Jesus befassen. Es fällt uns schwer zuzugeben, daß Jesu Denken und Ethik von einer sehnsuchtsvollen Erwartung des Weltendes bestimmt sind.

Aber wir besitzen über beide Lehrer verlässliche Information in hinlänglichem Ausmaß, um sie mit zwingender Notwendigkeit so zu sehen, wie sie wirklich sind.

Buddha unternimmt es, die Welt- und Lebens Verneinung zu vergeistigen und ihr ethischen Charakter zu verleihen; darin liegt seine Bedeutung. Er vergeistigt sie dadurch, daß er die Menschen lehrt, der Loslösung des Herzens von den materiellen Dingen mehr Bedeutung beizumessen als der wirklich geübten Weltentsagung. Gleichzeitig fordert er von seinen Jüngern, daß sich ihr inneres Losgelöst-Sein von der Welt in ethischem Verhalten äußern solle.

... In seiner Ethik des Mitleids wird dann sein Abweichen von der Welt- und Lebensverneinung vollends offenbar. Diese Form der Ethik setzt ein so stark entwickeltes Interesse an den irdischen Dingen voraus, sie trägt so starke Impulse des Tätigseins in sich, daß es unbegreiflich ist, wie Buddha annehmen kann, sie lasse sich mit dem in der Welt- und Lebensverneinung enthaltenen Prinzip der Tatenlosigkeit vereinbaren.

Die Ethik ist der heimliche Verbündete der Welt- und Lebensbejahung, und Buddha gewährt diesem gefährlichen Gegner Einlaß in die Festung der Welt- und Lebensverneinung. Er gibt Indien etwas, was es noch nicht besitzt: eine aus dem Denken hergeleitete Ethik. Bis dahin kannte es nur eine traditionelle Tugend- und Pflichtmoral, also eine Ethik, die nur bis zu einem gewissen Grad entwicklungsfähig ist. Die endgültige Höherentwicklung der Ethik setzt erst ein, wenn das Denken beginnt, sich mit der Moral zu befassen und das Grundprinzip zu suchen, das alle Tugenden und alle Pflichten umfaßt. Als Buddha die mitleidvolle Liebe zum Grundprinzip der Moral erhebt, haucht er der indischen Ethik einen neuen Lebensodem ein.

Er sät die Saat der Ethik auf dem Feld der Welt- und Lebensverneinung, aber der Wind trägt einen Teil des Samens auf anderen Boden. Im Laufe der Jahrhunderte reift im volkstümlichen Denken, das vom Dogma der Welt- und Lebensverneinung wenig oder gar nicht beeinflusst ist, aus der Saat seiner ethischen Ideen eine herrliche Ernte heran.

Diese Höherentwicklung der Ethik aber gereicht nicht der Welt- und Lebensverneinung, sondern der Welt- und Lebensbejahung zum Vorteil. Durch die von ihm verbreitete Ethik gibt Buddha der im indischen Geist vorhandenen Welt- und Lebensbejahung Waffen zur Überwindung der Welt- und Lebensverneinung an die Hand. Ohne den Einfluß seiner Ethik wäre die Höherentwicklung, die sich in den folgenden Jahrhunderten im Hinduismus vollzieht, undenkbar. Durch die auf Buddha zurückgehende Ethik erlangt der Hinduismus die Stärke, dem Buddhismus in Indien ein Ende zu bereiten.

Nach langem Schwanken sieht sich der indische Geist genötigt, Buddhas Welt- und Lebensverneinung im ganzen abzulehnen. Seine Ethik aber behält er bei.

... Die einzelnen und die Völker fühlen sich nicht bewogen, der Gefahr, in der wir uns befinden, die Aufmerksamkeit, auf die sie leider Anspruch hat, zuteil werden zu lassen. Sie muß ihr vorgehalten und begrifflich gemacht werden.

Mit andern, die sich verpflichtet halten, in diesen Tagen als Mahner in Wort und Schrift aufzutreten, erhebe ich meine Stimme. Mein Alter und die Sympathie, die mir die von mir vertretene Idee der Ehrfurcht vor dem Leben eingetragen hat, lassen mich erhoffen, daß meine Mahnung mit dazu beitragen kann, der Einsicht, die not tut, den Weg zu bereiten. Der Radiosendestation von Oslo, der Stadt des Friedensnobelpreises, danke ich, daß sie mir dazu verhilft, das, was ich glaube aussprechen zu sollen, in die Ferne gelangen zu lassen.

Was ist Radioaktivität? Sie besteht im Vorkommen von Strahlen, die sich von denen des Lichts dadurch unterscheiden, daß sie unsichtbar sind und nicht nur durch Glas hindurchgehen, sondern auch durch dünne Scheiben von Metall wie auch durch Schichten des Zellgewebes des menschlichen und tierischen Körpers. Strahlen dieser Art wurden erstmalig 1895 durch den Münchener Physiker Wilhelm Röntgen entdeckt und nach ihm benannt ...

... Bei der Explosion einer Atombombe entstehen in unvorstellbar großer Anzahl kleinste Teilchen radioaktiver Elemente. Als solche haben sie mit dem Uran gemein, daß sie in Zerfall begriffen sind. Bei den einen, den stärksten, verläuft dieser sehr rasch, bei anderen langsam, bei anderen außerordentlich langsam. Die allerstärksten dieser Elemente haben schon zehn Sekunden nach der Detonation der Explosion der Atombombe zu existieren aufgehört. In dieser so kurzen Zeit können sie aber in einem Umkreis von mehreren Kilometern Menschen in Menge getötet haben. Übrig bleiben also nur schwächer wirkende Elemente. Mit diesen haben wir es in unserer Zeit zu tun. Die Gefahr, welche die von ihnen ausgehenden radioaktiven Strahlen trotz ihrer relativen Schwäche für uns mit sich bringen können, gilt es einzusehen ...

... Mit Sicherheit aber können wir behaupten, daß die in der Luft entstandenen Wolken von radioaktivem Staube mit den Winden fort und fort um die Erde reisen und daß etwas von ihrem Staube fort und fort, sei es in freiem Fall, sei es durch Regen, Schnee, Nebel und Tau mitgenommen, allenthalben auf die feste Erdoberfläche, die Flüsse und die Meere niedergeht ...

... Wird irgendwo radioaktives Regenwasser festgestellt, so will dies heißen, daß die Erde in der betreffenden Gegend auch radioaktiv ist, und zwar in höherem Maße. Sie wird es ja nicht nur durch auf sie gelangenden Regen, sondern auch durch frei fallenden radioaktiven Staub. Und nicht nur die Erde, sondern auch die auf ihr wachsenden Pflanzen sind dann radioaktiv. Was sich an radioaktiven Elementen auf ihr ansammelt, gibt sie an Pflanzen ab. Und diese, was wohl zu beachten ist, speichern die Radioaktivität in sich auf. Infolge dieses Prozesses kann es vorkommen, daß wir es mit einer beträchtlichen auf uns lauenden Menge von radioaktiven Elementen zu tun haben. Handelt es sich um Gras, das Tieren, deren Fleisch einmal auf unseren Tisch kommt, zur Nahrung dient, so werden wir beim Essen dieses Fleisches radioaktive Elemente, die die Tiere durch jenes Gras in sich aufnahmen und aufspeicherten, in uns aufnehmen und aufspeichern. Handelt es sich um Kühe, so findet dieses Aufspeichern der Radioaktivität bereits beim Trinken der Milch statt. Schon kleine Kinder haben dann Gelegenheit, radioaktive Elemente in sich aufzunehmen. Für sie bedeuten sie eine besondere Gefahr. Essen wir Gemüse und Obst, so kommen die in ihnen aufgespeicherten radioaktiven Elemente in unseren Körper.

Um welche Zahlen es sich bei der Aufspeicherung radioaktiven Materials handeln kann, läßt sich aus Feststellungen ermessen, die man bei der Untersuchung der Radioaktivität des Columbiaflusses in Nordamerika machte.

12. »Die Arbeit, die meine Freude war, ist mir genommen«

Ende Januar 1924 fährt Helene Schweitzer nach Straßburg, um wenigstens die letzten zwei Wochen vor seiner Abfahrt mit ihrem Mann zu verbringen. Am 14. Februar 1924 nimmt Albert Schweitzer im Straßburger Bahnhof schweren Herzens Abschied von Frau und Tochter. Noch ganz ergriffen von ihrer tapferen Haltung in den letzten Tagen, dankt er ihr, »dass du so groß warst beim Abschied, überhaupt für alle Größe, die du in diesen für dich in mehr als einer Hinsicht so schweren Tagen bewiesen hast. Darin warst du wirklich MG. Ich kann mir vorstellen, was es für dich sein muss, andere die Mitarbeit ausführen zu sehen, die dir zufele, wenn du die Kraft dafür hättest. Ich habe so mit dir gelitten darum, dass ich stundenweise ganz arbeitsunfähig war.«

Zurück in Königsfeld wird Helene Schweitzer wehmütig: »Lange saß ich an Deinem Schreibtisch. Ich habe alles gelassen, wie es war, ich kann noch nicht ›wegtun‹ & ›zudecken‹ für langes Nichtmehrwiederkommen.« In den nächsten Jahren wird Helene Schweitzer ihren Mann mit ihren ausführlichen Tagebuchbriefen, die sie wie ihr Afrika-Tagebuch in Durchschreibhefte schreibt, wenigstens in Gedanken an ihrem Leben teilnehmen lassen. Schon bald muß sie sich jedoch dazu aufraffen. Es wird ihr immer schwerer, die mühsam errungene Haltung aufrecht zu erhalten. Nachts findet sie kaum noch Schlaf, und verzweifelt schreibt sie: »Nie sind mir die Nächte so lang geworden, wie jetzt, selbst, wenn ich mich erst spät lege. Lieber, Du hast wohl nie gewußt, wie mit Dir mein Leben von mir ging – nicht jetzt erst. Aber jetzt fühl ichs wie eine Wunde in der Tiefe, aus der langsam alle Kraft versickert – ob sie sich jemals schließen wird? Ich denke an unser Kind, für das ich frisch & froh sein möchte. Noch weiß es nicht, daß ichs ihm nur scheine. Es sollte nicht so ganz auf mich angewiesen sein. Es ist nicht gut, wenn ein Mensch sich so ausschließlich nur auf einen Anderen einstellt.« Ein heilsamer Schmerzausbruch, wie sich schon am nächsten Tag zeigt: »Es war wohl der Höhepunkt, als ich mich am Sonntag verleiten ließ, Dir von meinen Nächten zu schreiben (– ich bin ja an wenig Schlaf gewöhnt, aber ich war so todmüde –) & wie eine Art Krisis dann in der Nacht auf Montag schlief ich zum erstenmal wieder etwas & auch auf heute.«

Emmy Martin tröstet Helene Schweitzer damit, daß sie nächstes Jahr bestimmt wird ihrem Mann nachreisen können. Voll Begeisterung malen sie sich schon aus, »wie mir vermutlich infolge der Anwesenheit des Kindes eher Haushalt & Korrespondenz als Medizin zufallen würde & ob wir auch mit der holländ. Linie reisen sollten – & das Rhenele ist feu et flamme & hält der Emmy mit Kennermine die längsten Vorträge über Schiffe ... Aber im Ernst, wärs nicht das einzig Richtige? Und wohl die letzte Möglichkeit, daß das Kind noch mit könnte, ehe sie ganz ernsthaft in die Schule muß; sie wäre ja dann bald 8 Jahre, bis wir zurückkämen.« Auch ihr Arzt Dr. Schall meint, daß sie in einem Jahr fahren kann, wenn ihre Gesundheit weiter solche Fortschritte macht. Doch obwohl sie keine offene Tuberkulose mehr hat, ist sie noch lange nicht geheilt. In den nächsten Wochen hat Helene Schweitzer mit Haushalt und Garten alle Hände voll zu tun, so daß sie nicht zum Grübeln kommt. Immer wieder stellt sie fest, daß sich »die praktische Hausarbeit und ich nicht immer gut verstehen«. Gutes Personal ist aber in Königsfeld nicht zu haben, so daß sie schließlich für die Gartenarbeit einen Obdachlosen einstellt. Bis sie ein gutes Hausmädchen gefunden hat, ist sie auf die Hilfe einer alten, ziemlich beschränkten Frau angewiesen. Kaum ist der Frühling im Schwarzwald eingekehrt, reist der Besucherstrom der eingeladenen Freunde und Verwandten nicht ab, fünf Gäste bei Tisch sind keine Seltenheit. Eine besondere Freude ist es, wenn Luise Bresslau Hoff mit ihren Kindern kommt. Odilia ist Rhenas liebste Spielkameradin, aber auch die Buben Heiner und Hermann genießen die Ferien, und Line erinnerte sich noch als alte Dame mit Dankbarkeit an die unbeschwerten Wochen bei ihrer Tante. Wochenlang ist Johanna Engel zu Gast, die Rhena besonders liebt, weil sie immer so gut gelaunt und fröhlich ist.

Der Artikel wurde mit freundlicher Genehmigung von Dr. Roland Wolf dem *Informationsblatt der Stiftung Deutsches Albert-Schweitzer-Zentrum* AUSGABE DEZEMBER 2007 entnommen.

Die vom Albert Schweitzer-Spital betreuten Buschambulanzen haben einen großen Anteil daran, daß die Zahl der Untersuchungen in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen ist.

In Lambarene unterwegs mit dem mobilen Dienst

Eingezwängt zwischen Dr. Diallo und vier Krankenschwestern sitze ich im Pickup des Spitals, der unterwegs ist ins 70 Kilometer entfernte Dorf Bifoun. Dort hält der mobile Dienst heute Sprechstunde für Mütter und Kleinkinder ab. Kaum haben wir Bifoun erreicht, kündigen die vier Frauen unsere Ankunft durch lautes Rufen an. Aus allen Richtungen kommen Frauen mit Kindern auf dem Arm oder auf dem Rücken auf den kleinen Hügel, wo bereits eine bunte Menge im Schatten einiger Pampelmusenbäume wartet. Das Gebäude, in dem die Sprechstunde stattfinden wird, ist ein Haus, dessen Bauzustand irgendwo zwischen Rohbau und Fertigstellung einzuordnen ist. Ein Privatmann stellt es zur Verfügung, seit die örtliche Buschambulanz, etwas unterhalb der Straße gelegen, von einem Holztransporter schwer beschädigt worden ist. Während Ärztin Dr. Diallo und eine Krankenschwester sich im Haus einrichten, hängen die beiden anderen Schwestern zwei Waagen an einem Haken in die Pampelmusenbäume und beginnen, die Kleinkinder zu wiegen. Anschließend begeben sich Mütter und Kinder ins Haus, wo die Gesundheitspässe abgegeben werden: auf einen Stapel die der gesunden Kinder, auf einen zweiten die der kranken. Dr. Diallo führt die Untersuchung der kranken Patienten durch. Dafür kassiert sie gleich 2000 Francs, etwa



Große Schautafel

3 Euro, in denen auch die verordneten Medikamente enthalten sind. Ein Anreiz für die Mütter, denn im Albert-Schweitzer-Spital kostet das Gleiche dreimal so viel. Auf diese Weise kommt man der bedürftigen Bevölkerung abseits der Städte entgegen und entlastet gleichzeitig die Ambulanz des Spitals. Die Schwester am anderen Tischende schaut sich die Gesundheitspässe der gesunden Kinder an und ermittelt, welche Impfung notwendig ist. Alle Impfungen sind kostenlos, da der Impfstoff vom Staat bezahlt wird. Die zweite Schwester führt das Register, in das jeder Besucher der Sprechstunde eingetragen wird. In der zweiten Hälfte des Raumes, in dem einige Stühle aufgestellt wurden, beginnt Oberschwester Sophie mit der Unterweisung der Mütter. Heute geht es um die Krankheiten, die von Würmern übertragen werden. Große Schautafeln zeigen den Weg des Wurms vom Eintritt in die Haut bis ins Blut.

Im rhythmischen Wechsel wird die Botschaft in einfachen Sätzen von der Schwester vorgetragen, von den Zuhörern wiederholt, wichtige Verhaltensregeln durch Klatschen unterstrichen. Vielleicht werden fortan einige Kinder nicht mehr barfuß zum Früchtsammeln in den Wald geschickt. Mittlerweile ist es Mittag, und die Hitze ist drückend. Wer noch warten muss, hat sich im Schatten der Pampelmusenbäume niedergelassen, einige Mütter schützen sich und ihren Nachwuchs zusätzlich mit einem Sonnenschirm. Die meisten haben sich Proviant mitgebracht, andere versorgen sich bei einigen jungen Mädchen, die einfache Speisen und Obst verkaufen. Die vier Spitalangestellten gönnen sich nur eine kleine Pause, denn der Andrang ist groß. Bis zum späten Nachmittag sind sie beschäftigt, dann wird das Auto beladen und der Rückweg nach Lambarene angetreten, wo sie mit Einbruch der Dunkelheit eintreffen. In einigen Tagen werden sie in einem anderen Dorf sein, in vier bis sechs Wochen wieder in Bifoun. Über mangelnde Arbeit können sich die vier Damen nicht beklagen, aber sie sind sich der Notwendigkeit ihrer Aufgabe bewusst. Und sie freuen sich, dass die Mutter-und-Kind-Fürsorge wie auch die Buschambulanzen von zahlreichen Spenderinnen und Spendern aus Deutschland unterstützt werden.

»Ehrfurcht vor dem Leben«

Albert Schweitzer, evangelischer Theologe und Prediger, Musikwissenschaftler und Bachinterpret, Kulturphilosoph und Schriftsteller, schließlich Doktor der Medizin, gilt als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Albert Schweitzer wird am 14. Januar 1875 in Kaysersberg als Sohn eines evangelischen Pfarrers geboren; seine Kindheit und Jugend verbringt er in Günsbach, wohin seine Eltern im selben Jahr übersiedeln. Nach Schulbesuch und Abitur beginnt er 1893 das Studium der Theologie und Philosophie in Straßburg, studiert anschließend in Paris und Berlin und promoviert zum Doktor der Philosophie und Theologie.

Zu Pfingsten 1896 entschließt er sich, nach seinem 30. Lebensjahr einen dienenden Beruf zu ergreifen. Als ihm 1904 ein Aufruf über die Not der Kongomission zu Ohren kommt, entscheidet er über die Richtung seines künftigen Berufs. Er beschließt, Urwaldarzt zu werden und studiert Medizin, verfasst daneben musikwissenschaftliche Schriften, u. a. über Johann Sebastian Bach, und schließt eine bedeutende theologische Arbeit „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ ab. 1913 fährt der frischgebackene Arzt mit seiner Frau Helene zum ersten Mal nach Afrika und trifft am 16. April in Lambarene im afrikanischen Staat Gabun ein, der für über ein halbes Jahrhundert der Ort seines medizinischen und seelsorgerlichen Lebens sein wird. Bei zahlreichen Europaaufenthalten hält er Vorträge, gibt Orgelkonzerte, nimmt zahlreiche Ehrungen entgegen, 1951 den Friedenspreis des deutschen Buchhandels, 1953 den Friedensnobelpreis und sammelt Gelder für den Auf- und Ausbau seines Urwaldkrankenhauses und eines Lepradorfes.

Am 9. Dezember 1959 verlässt Schweitzer ein letztes Mal Europa in Richtung Gabun und verbringt die restlichen Jahre seines Lebens – nach wie vor tätig – bei seinen Patienten und Mitarbeitern in Lambarene, wo der „grand docteur“ einige Monate nach der Feier seines 90. Geburtstages am 24. September 1965 stirbt. Kurz zuvor hatte er noch eine kritische Ausgabe von J.S.Bachs „Präludien und Fuge für Orgel“ abgeschlossen.

Die ärztliche Tätigkeit in Gabun bildete den Mittelpunkt von Albert Schweitzers Wirken. Er legte in Lambarene nicht einfach europäische Erfahrungen bei der Betreuung kranker Menschen im Hospital zugrunde, sondern glied die Gestaltung des Klinikaufenthalts den Bedürfnissen der afrikanischen Menschen an, was unter anderem bedeutete, dass er die Familienangehörigen zur Betreuung der Kranken mit in die Klinik aufnahm.

Albert Schweitzer war aber nicht nur Urwaldarzt in seinem afrikanischen Wirkungskreis. Er setzte auch seine musikwissenschaftlichen Studien fort und betätigte sich weiterhin als Theologe und Schriftsteller. Die Größe Schweitzers aber liegt nicht zuletzt in seinem großen ethischen Engagement und seinen zahlreichen Aufrufen für die Erhaltung des Friedens auf der Welt. In vielen Reden und Appellen wandte er sich schon in den fünfziger Jahren gegen die atomare Aufrüstung und beschwor die Welt, diese Waffen abzuschaffen, damit verhindert werde, dass die Menschheit sich selbst zerstöre.

„Ehrfurcht vor dem Leben“ war das Motto, unter das er sein Leben stellte und das sein Denken und Handeln bestimmte. Er hat sich damit eingereiht in den Kreis jener Großen der Menschheitsgeschichte, die wegen ihres beispielgebenden Wirkens, in dem Reden und Handeln eine großartige Einheit bilden, gerade heute Jugendlichen und Erwachsenen vor Augen gestellt werden sollten.